

weiteren Gebäudepfosten entwickelte sich aus der ursprünglichen Abschnittsbefestigung ein komplettes Palisadenoval mit einem Durchmesser von 36–46 m, das lediglich im Norden und Süden durch 4 bzw. 6 m breite leere Bereiche unterbrochen war. Dabei handelt es sich offenbar um die baulich nicht weiter hervorgehobenen Zugänge zur Hofanlage (Abb. 63). Lediglich hangwärts im Osten behindert eine moderne Störung das vollständige Bild. Eine derartige Anlage war bislang im Rheinland unbekannt.

Im nördlichen Innenbereich kann durch vergleichbare Befunde aus dem Tagebau Garzweiler ein mehrschiffiger Langbau von 21 m Länge und 9 m Breite postuliert werden. Er gehört damit zu einer Hausform, die man auch als Wohnstallhaus beschreiben kann. Bis vor einigen Jahren in unserer Gegend unbekannt, ist dieser Typus in den Niederlanden und der Norddeutschen Tiefebene zur Metallzeit weit verbreitet.

Die Keramik speziell innerhalb des Hauses ist durch einige auffallend komplette Kegelhalsgefäße charakterisiert. Typisch bei der Feinkeramik sind die zahlreichen facettierten Ränder. Kerbschnitt- und Wellenzier besitzen teilweise noch eine weiße Inkrustierung zur besseren Kontrastwirkung mit der dunklen Oberfläche. Tannenzweigartige Muster sind Indiz einer frühen Zeitstellung. Die Spinnwirtel als Nachweis von Handwerk sind doppelkonisch, teilweise mit Fingertupfenreihe am Umbruch, oder dick scheibenförmig. Einziges Bronzeobjekt in der Siedlung ist ein dünnwandiges Messerfragment.

Dem Großbau könnte man höchstens noch einige Vierpfostenspeicher im südlichen Innenbereich zuordnen. Dort findet man, teilweise die Palisade über-

lagernd, die in unserer Region für die Metallzeiten bekannten zweischiffigen Häuser. Sie lassen sich höchstens zu 9- oder 12-Pfostenbauten rekonstruieren. In einem ihrer Pfostenlöcher lag eine Bodenscherbe der sog. Kalenderbergware, die bereits in die frühe Eisenzeit zu datieren ist. Auch eine Materialdurchsicht der Palisade ergab, dass in einem einzigen der 80 Pfostenlöcher eine S-förmige Schale deponiert war, die ebenfalls nach HaC zu datieren ist. Angesichts der Überzahl der HaA2- bis HaB1-Funde auf dem Areal kann es sich dabei allerdings auch um eine jüngere Reparatur handeln. Die spärlichen Belege dieser jüngeren Zeitstellung erlauben es nicht, größere Teile der Anlage so einzuordnen. Es scheint naheliegender, eine Beziehung zwischen dem Hortfund und dem Bewohner des herrenhausartigen Langbaus innerhalb der Befestigung zu sehen.

Bei den Grabungen im Indetal, die erstmals seit langer Zeit im rheinischen Braunkohlenrevier wieder geplant metallzeitliche Siedlungen zum Ziel hatten, gelang es, viele überraschende und spannende Ergebnisse zu gewinnen, die zu diesem frühen Zeitpunkt der Untersuchung noch viele Fragen offen lassen. Die anstehende Analyse des archäologischen Materials wird zusammen mit den begleitenden naturwissenschaftlichen Forschungen noch manche neue Erkenntnisse liefern.

Literatur: R. NEHREN, Ungeahnter Quellenreichtum: metallzeitliche Funde im Indetal. Arch. Rheinland 1996 (Köln/Bonn 1997) 32–34. – TH. RUPPEL, Die Urnenfelderzeit in der Niederrheinischen Bucht. Rhein. Ausgr. 30 (Köln/Bonn 1990).

JÜLICH, KREIS DÜREN

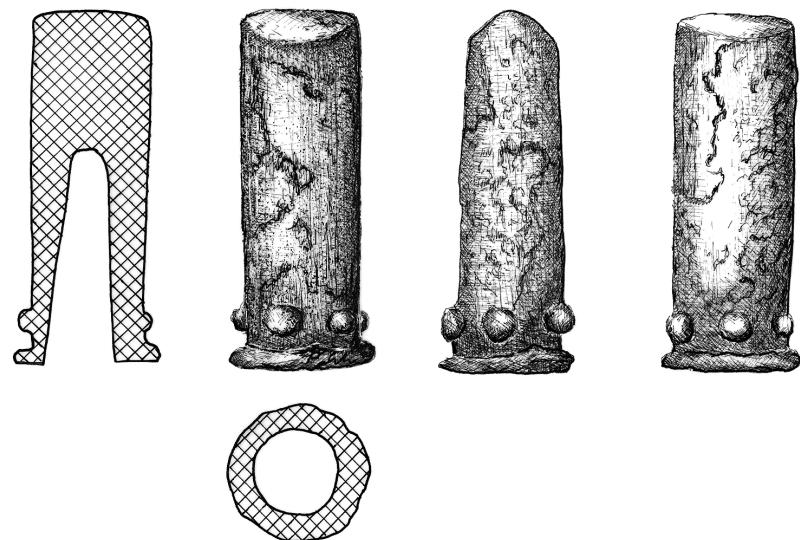
Ein seltener Fund: bronzezeitlicher Tüllenhammerkopf aus Jülich

Momente des Findens gehören zu den spannenden Seiten archäologischer Feldbegehung, die – bei Wind und Wetter durchgeführt – nicht immer ertragreich sein müssen. Handelt es sich bei dem aufgefundenen Objekt dann sogar um ein Stück wie das hier vorgestellte, so ist der Finderstolz besonders verständlich. Auf einer Ackerfläche nördlich von Jülich, die sich auf der Merscher Höhe und damit hoch über dem westlich anschließenden Rurtal befindet, las R. Claßen zahlreiche Silexbruchstücke und Keramik

auf. Ein bläulich patiniertes Klingenbruchstück gehört sicherlich in das ausgehende Paläolithikum; bei den übrigen Steinartefakten ist nur eine grobe Zuweisung allgemein in die Vorgeschichte oder in verschiedene neolithische Zeitabschnitte möglich. Die aufgelesene Keramik datiert allgemein metallzeitlich. Fundkonzentrationen waren auf der 18 ha großen Ackerfläche nicht erkennbar.

Ein zylinderförmiges Bronzestück unter den Funden erregte sofort die Aufmerksamkeit des Finders. Es

Petra Tutlies



64 Jülich.
Urnfelderzeitlicher
Tüllenhammerkopf.

65 Jülich. Zeichnung
des urnenfelderzeit-
lichen Tüllenham-
merkopfs.

handelt sich um den 74 mm langen und 197g schweren Kopf eines Tüllenhammers aus Bronze, dessen Oberfläche blaugrün patiniert und weitgehend erodiert ist (Abb. 64). Nur an den Schmalseiten hat sich die ursprüngliche Oberfläche erhalten. Es handelt sich um eine zweigliedrige Form. Der Hammerkopf weist einen 5 mm langen Mündungswulst auf. Die Tüllenöffnung misst 16mm im Durchmesser, ist 45mm tief erhalten und nicht ganz mittig in das gegossene Stück eingelassen (Abb. 65). Sie diente zur Aufnahme des hölzernen Schafts. Es ist davon auszugehen, dass dieser als Knieholm gearbeitet war. Vier runde und eine längliche Knubbe befinden sich direkt unter dem Mündungswulst und sind gleichmäßig umlaufend im Schaftbereich verteilt. Es könnte sich um Zierniete

ohne technische Funktion handeln. Vielleicht bildeten sie aber auch Haltepunkte für eine zusätzliche Umwicklung des Hammerkopfes am Schäfungsholm mittels einer Schnur. Es findet sich in Mitteleuropa keine Parallelen für diese umlaufende Knubbenverzierung, wenngleich mit einzelnen Knubben verzierte Hämmer in der ausgehenden Bronzezeit und der anschließenden Urnenfelderzeit gelegentlich auftreten und darüber hinaus verzierte Hammerköpfe keine Seltenheit sind.

Zweigliedrige Tüllenhämmer tauchen im nördlichen Mitteleuropa ab der mittleren Bronzezeit auf (Montelius Per. II, also etwa ab 1500 v. Chr.) und sind bis in die frühe Urnenfelderzeit (Per. III, 1000 v. Chr.) gebräuchlich. Ein durch seine Knopfverzierung unserem Stück ähnlicher Tüllenhammerkopf aus Putlos in Ostholstein datiert in diese Zeit. In Westeuropa sind Tüllenhämmer dagegen erst ab der späten Bronzezeit und in der nachfolgenden Urnenfelderzeit bekannt. Aus Mörigen im Kanton Bern liegt eine Gießform für einen recht ähnlichen Tüllenhammer vor, die dort in die Urnenfelderzeit datiert. Man wird davon ausgehen dürfen, dass auch das Jülicher Stück 1000 v. Chr. einzuordnen ist.

Der Tüllenhammer hat als Arbeitsfläche eine dachförmige Bahn und gehört in eine vergleichsweise große Gruppe bronzer Hämmer, die in Mitteleuropa eine weite Verbreitung fanden. Derartige Hämmer gehörten zum Werkzeug eines Bronzeschmieds; sie dienten der mechanischen Nachbearbeitung gegossener Werkstücke. Man nutzte sie zum Treiben und Bearbeiten von Bronzeblechen, möglicherweise auch zum Dengaen und Schärfen bronzer Klingen. Eine Funktion als Amboss ist ebenso denkbar.

Aus den Umständen bei der Auffindung des Stücks lassen sich keine Rückschlüsse auf die Art des Fundplatzes ziehen; der Tüllenhammerkopf muss als Einzelfund gewertet werden. Das Stück weist somit nur allgemein und indirekt einen Handwerker nach, der toteutische Produkte wie Bronzegeschirr oder getriebene Schutzwaffen herstellte. Nach dem etwa zeitgleichen Bronzechort aus Indien (vgl. vorhergehenden Beitrag U. Geilenbrügge) ist dieser Fund ein weiterer bedeutender und leider immer noch seltener Nachweis spezialisierten Handwerks dieser Zeit im Rheinland.

Literatur: D. JANTZEN, Quellen zur Metallverarbeitung im Nordischen Kreis der Bronzezeit. Prähist. Bronzefunde Abt. XIX, Bd. 2 (Stuttgart 2008). – J.-P. NICOLARDOT/G. GAUCHER, Typologie des Objets de l'Age du Bronze en France. Fasc. V: Outils (Paris 1975). – R. WYSS, Bronzezeitliche Gusstechnik. Aus dem Schweizer. Landesmus. 19 (Bern 1967).